

Universität Zürich  
Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft  
Populäre Kulturen

«Third Places»  
Master-Seminar

PD Dr. Gabriela Muri  
HS 2015 / FS 2016

## Im «Modus der Kollektivität»

Gemeinschaftsräume in der Cluster-Wohnung als *Third Place*

Laura Cassani  
laura.cassani@uzh.ch

Master 4. Semester  
Populäre Kulturen (90 ECTS)  
Geschichte der Neuzeit (30 ECTS)

Zürich, 15. Juni 2016

## Inhalt

1.	Einleitung .....	2
2.	Kollektives Wohnen im Cluster .....	4
2.1.	Kollektive Wohnformen in Zürich: Ein kurzer historischer Abriss.....	4
2.2.	Die Cluster-Wohnung: Organisation, Typologie, Nutzung.....	6
3.	Cluster-Gemeinschaftsräume als <i>Third Places</i> .....	10
3.1.	<i>Third Place</i> – Der Idealtypus von Ray Oldenburg.....	10
3.2.	Der Cluster-Gemeinschaftsraum als <i>Third Place</i> ?.....	13
4.	Ein spezifischer Modus der Kollektivität: Der Cluster- <i>Third Place</i> .....	17
4.1.	Jenseits der Dichotomie von Gemeinschaft und Gesellschaft .....	17
4.2.	Ein Kontinuum zwischen Teilhabe und Privatheit.....	20
5.	Fazit.....	22
6.	Quellen und Literatur .....	24
6.1.	Quellen .....	24
6.2.	Literatur.....	24

## 1. Einleitung

Individuelles Wohnen – sei es als Single, im Paarhaushalt oder in der Kleinfamilie – ist ein modernes Phänomen. Marktwirtschaft, Aufklärung und Industrialisierung ermöglichten es dem Individuum, sich aus «Geben und Nehmen in Gemeinschaft»<sup>1</sup> zu lösen. Gemeinschaftliches Wohnen, in der Schweiz wohl vor allem in der Grossfamilie oder in bäuerlichen Dorfgemeinschaften, war also lange der Normalfall.<sup>2</sup> Seit einigen Jahren nun findet in den grossen Schweizer Städten eine Art «Rückbesinnung» auf solche kollektiven Wohnformen statt. Sie werden programmatisch in den Mittelpunkt von (meist genossenschaftlichen) Bauprojekten gestellt, wobei heute eine Balance zwischen Autonomie und Gemeinschaftlichkeit gesucht wird.<sup>3</sup>

Zürich ist eine der europäischen Hauptstädte nicht nur des genossenschaftlichen Wohnungsbaus, sondern auch der gemeinschaftlichen Wohnprojekte, die einen Anspruch auf demokratische Mitbestimmung und partizipative Projektentwicklung einzulösen versuchen. In den letzten Jahren entstanden verschiedene Wohnsiedlungen in Zürich, in denen neue Wohnformen jenseits der Dreizimmer-Wohnung für die Kleinfamilie oder des Einfamilienhauses erprobt werden. Als jüngste Beispiele können das Genossenschaftsquartier «Hunziker Areal» von der Genossenschaft «mehr als wohnen» in Oerlikon (in welchem seit Sommer 2015 gewohnt wird)<sup>4</sup>, und die Siedlung der Genossenschaft «Kalkbreite» im innerstädtischen Wiedikon (bewohnt seit Sommer 2014)<sup>5</sup> genannt werden. Davor hatten sich vor allem die Genossenschaften «Kraftwerk1» – mit Siedlungen im Industriequartier, in Höngg und jüngst in Dübendorf in der Zürcher Agglomeration<sup>6</sup> – und der Grosshaushalt «Karthago» in Wiedikon<sup>7</sup> als Pionierinnen neuer Wohnformen einen Namen gemacht.

Wie lebt es sich in solchen Wohnprojekten? Welche Funktion erfüllen diese kollektiven Wohnformen für ihre Bewohner\_innen? und welche Rolle spielen sie für das städtische Gefüge? Diese umfassenden Fragen sollen hier anhand eines spezifischen Beispiels exemplarisch behandelt werden. Die Cluster-Wohnung ist eine von verschiedenen Arten, «neu» zu wohnen. Idealerweise in partizipativen Prozessen und unter Einbezug der zukünftigen Bewohner\_innen entwickelt, stellt der Cluster eine Mischung zwischen WG und Hausgemeinschaft dar. Mehrere Wohneinheiten, die über eine kleine Küche und ein Bad verfügen und dementsprechend autonom sind, gruppieren sich um

---

<sup>1</sup> Kurz 2016, S. 34.

<sup>2</sup> Siehe auch Häußermann/Siebel 2000, S. 13–20; Weidmann 2008, S. 78; Häußermann 1999, S. 19.

<sup>3</sup> Vgl. Glaser/Hilti 2016; Weidmann 2008; Hofer 2011.

<sup>4</sup> Siehe Genossenschaft mehr als wohnen, <http://www.mehralswohnen.ch> (Abgerufen: 18.5.2016).

<sup>5</sup> Siehe Genossenschaft Kalkbreite, <http://www.kalkbreite.net/> (Abgerufen: 18.5.2016).

<sup>6</sup> Siehe Bau- und Wohngenossenschaft Kraftwerk1, <http://www.kraftwerk1.ch/> (Abgerufen: 8.4.2016).

<sup>7</sup> Siehe Genossenschaft Karthago, <https://www.karthago.ch/> (Abgerufen: 18.5.2016).

grosszügige Gemeinschaftsräume mit grosser Küche, die von allen Cluster-Bewohnenden genutzt werden können und sollen.

Um das kollektive Wohnen im Cluster besser zu verstehen, möchte ich in einem ersten Schritt folgende These prüfen:

- (1) Die gemeinsam genutzten Räume im Cluster können als *Third Place* verstanden werden.

Das Konzept des *Third Place* wurde in den 1980er Jahren von Ray Oldenburg entwickelt.<sup>8</sup> Es bezeichnet einen «dritten Ort» neben der privaten Wohnung als «erstem» und dem Arbeitsplatz als «zweitem Ort». Der *Third Place* soll zum Verweilen in Gesellschaft dienen. Er soll als Treffpunkt dienen, an dem man sich fast wie zu Hause fühlt, aber eben trotzdem in der (Halb)Öffentlichkeit ist. Wird der *Third Place* als Idealtypus im Weber'schen Sinne verstanden, kann das empirische Beispiel der Cluster-Gemeinschaftsräume an diesem Ideal gemessen und so besser verstanden werden.

Die Auseinandersetzung mit den Cluster-Räumen als *Third Place* wird zu einer zweiten These führen:

- (2) Weil in ihnen die Kriterien eines idealtypischen *Third Place* verhandelt werden, entsteht in den Cluster-Gemeinschaftsräumen ein spezifischer «Modus der Kollektivität». Dieser Modus macht die urbanen Qualitäten der Cluster-Räume aus.

Die zwei Thesen werden theoretisch geprüft. Ergänzend werden auch Quellen zur Idee und dem Programm und Dokumente zu konkreten Beispielen des Cluster-Wohnens beigezogen (Kapitel 3 und 4). Dies, nachdem die Cluster-Wohnung als kollektive Wohnform in ihrer Entstehung historisch verortet wurde und das Phänomen des Cluster-Wohnens anhand von Typologie, Nutzung und Organisation beschrieben wurde (Kapitel 2).

Da die genossenschaftlichen Wohnprojekte – genauso wie auch einige wenige private Bauvorhaben, in denen mit neuen Wohnformen experimentiert wird<sup>9</sup> – viel öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben und auch in Expert\_innenkreisen – unter Architekt\_innen und Urbanist\_innen – intensiv diskutiert wurden<sup>10</sup>, gibt es eine Vielzahl an Berichten über und Beschreibungen von Cluster-Wohnungen. Vor allem die neuartige Typologie und neue Organisationsformen waren Thema dieser journalistischen oder programmatischen Auseinandersetzungen. Wissenschaftlich sind die neuen Wohnformen jedoch – zumindest für den schweizerischen Kontext – noch kaum erforscht. Zu den einzelnen Genossenschaftsprojekten sind zwar Publikationen erschienen – so zum

---

<sup>8</sup> Vgl. Oldenburg 1989.

<sup>9</sup> Siehe zum Beispiel Vera Gloor: «Bauten», <http://www.veragloor.ch/de/Bauten/6?&id=1> (Abgerufen: 10.5.2016).

<sup>10</sup> Vgl. die Artikel aus den Fachzeitschriften Arch+, Hochparterre und Tec21 im Literaturverzeichnis.

Beispiel über die «Kalkbreite»<sup>11</sup> und das «Hunziker Areal»<sup>12</sup>. Viele der Beiträge sind jedoch entweder vor allem beschreibend. Dann stellen sie wichtige Erlebnis- und Erfahrungsberichte dar. Oder sie wurden von Akteur\_innen verfasst, die selber aktiv in die Wohnprojekte involviert waren, was ihren wissenschaftlichen Wert ebenfalls begrenzt.

Derzeit wird im Kontext dieser neuen Wohnprojekte in Zürich und anderen Schweizer Städten intensiv geforscht. Ausserhalb des schweizerischen Kontexts sind bereits einige empirische Studien über kollektive Wohnformen oder «*cohousing*» (dies der Begriff, der im internationalen Konzept gemeinhin verwendet wird) entstanden. Sie setzen sich mit der Frage auseinander, wie die Kollektivität, die in diesen neuen Wohnformen (re-)produziert wird, theoretisch zu fassen und empirisch zu deuten ist.<sup>13</sup> Die vorliegende Arbeit soll für den Schweizerischen Kontext einen Beitrag zu dieser kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung sein.

## 2. Kollektives Wohnen im Cluster

### 2.1. Kollektive Wohnformen in Zürich: Ein kurzer historischer Abriss

Um die Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert sind in der Stadt Zürich Wohnbaugenossenschaften als Selbsthilfeprojekte zur Linderung der Wohnungsnot, zur Reform des Wohnungswesens und zur Eingliederung der Arbeiter\_innen in die bürgerliche Gesellschaft entstanden. Es ging zwar um Gleichheit und Solidarität, die in gemeinsamen Aktivitäten gestärkt wurde, gemeinschaftliche Lebensformen wurden aber nicht praktiziert.<sup>14</sup> Im Laufe des 20. Jahrhunderts verschrieben sich diese traditionellen Genossenschaften dem Bau von Einfamilienhäusern oder Familienwohnungen, der Gemeinschaftsgedanke rückte in den Hintergrund. Der Wohnungsmarkt lechzte insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg nach bezahlbaren Familienwohnungen. Der Architekt und Genossenschaftsaktivist Andreas Hofer fasst die Entwicklung in Bezug auf den daraufhin dominierenden Wohntypus der Dreizimmerwohnung wie folgt zusammen:

«Nach dem Zweiten Weltkrieg etablierte sich in den aufstrebenden Ökonomien der Wohnungstyp, der, millionenfach gebaut, die gesellschaftlichen Vorstellungen von der Kleinfamilienwohnung halbwegs mit ökonomischer Machbarkeit verband und bis heute den Wohnungsbestand dominiert: die [etwa 60 Quadratmeter grosse] Dreizimmer-Familienwohnung. Sie bekam in den 1980er-Jahren oft

---

<sup>11</sup> Vgl. Genossenschaft Kalkbreite 2015.

<sup>12</sup> Vgl. Hugentobler/Hofer/Simmendinger 2016.

<sup>13</sup> Vgl. Sandstedt/Westin 2015; Sargisson 2012; Sullivan 2015; Jarvis 2011.

<sup>14</sup> Vgl. König 2004, S. 27–29; Weidmann 2008, S. 81.

noch ein zusätzliches Zimmer und blähte sich später weiter auf. Die typologische Entwicklung des Wohnungsbaus war mit ihr abgeschlossen.»<sup>15</sup>

Die Soziologen Hartmut Häußermann und Walter Siebel sprechen von einer Materialisierung des modernen Wohn-Idealtypus in «Drei-Zimmer-Küche-Bad-WC-Zentralheizung»<sup>16</sup>.

Während sich die meisten gemeinnützigen und privaten Bauträger auf diesen Wohnungstypus für die «Standardfamilie» konzentrierte, entstanden im Laufe des 20. Jahrhunderts da und dort auch Nischen-Wohnangebote. So konnten beispielsweise im 1916 gebauten «Amerikanerhaus» an der Idastrasse in Zürich-Wiedikon Alleinstehende individuelle Wohneinheiten mieten; in einem gemeinsamen Speisesaal sollten die Mahlzeiten, die in einer grossen Küche für die Bewohner\_innen zubereitet wurden, eingenommen werden. Obwohl sich das «Amerikanerhaus» als sogenanntes Einküchenhaus verstand, wie es zu jener Zeit auch in anderen europäischen Städten gebaut wurde und eine Rationalisierung der Hausarbeit zum Ziel hatte, war es strenggenommen keines: Behördliche Auflagen hatten den Einbau von Kleinstküchen in jede Wohneinheit nötig gemacht.<sup>17</sup> Das «Amerikanerhaus» war ein «Cluster avant la lettre»: Wie wir sehen werden, sollte das Prinzip, dass sich individuelle Wohneinheiten mit kleinen Teeküchen um Räumlichkeiten mit einer grossen Gemeinschaftsküche gruppieren, einige Jahrzehnte später wieder aufgenommen werden.

Auch wenn sich die Entwicklung der Wohnungstypologien mit der günstigen Dreizimmerwohnung nach dem Zweiten Weltkrieg verfestigte, wurde doch im Zuge der neuen sozialen Bewegungen – und nicht zuletzt auch in diesen kleinen, für Familien gedachten Wohnungen – mit Formen des Zusammenlebens experimentiert, die nicht das Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie reproduzierten. Im Nachhall der 1968er-Proteste geschah dies als politisches Statement, die Wohnprojekte sollten als Versuchslabor für gelebten Sozialismus dienen.<sup>18</sup> Auch die Wohnprojekte der 1980er-Jahre verstanden sich «als Gegenmodelle zum individualisierten, in der Agglomeration verstreuten Familienglück»<sup>19</sup>, wie es der Historiker Ruedi Weidmann formuliert. Es entstanden neue Genossenschaften, die in Anlehnung an die Hausbesetzer\_innen der 1980er-Jugendbewegung für mehr Freiräume, mehr Selbstbestimmung und für mehr ökologisches Bewusstsein kämpften. Sie entwickelten aus einer fundamentalen Machtkritik heraus basisdemokratische Modelle der Mitbestimmung – und machten Zürich neben Wien zu einer der Hauptstädte des partizipativen und gemeinschaftlichen Wohnens.<sup>20</sup>

---

<sup>15</sup> Hofer 2011, S. 24.

<sup>16</sup> Häußermann/Siebel 2000, S. 16.

<sup>17</sup> Vgl. Kurz: „Kollektive Wohnformen“, S. 37.

<sup>18</sup> Ebd., S. 38.

<sup>19</sup> Weidmann: „Geschichte und Zukunft gemeinschaftlicher Lebensformen“, S. 84.

<sup>20</sup> Kurz 2016, S. 38.

## 2.2. Die Cluster-Wohnung: Organisation, Typologie, Nutzung

Im Rahmen partizipativer Wohnprojekte, die gegen Ende des 20. Jahrhunderts anfangen, gemeinschaftliche Wohnformen zu entwickeln (beziehungsweise sich wieder auf sie zu besinnen), wurde die Dreizimmerwohnungs-Typologie konsequent hinterfragt und aufgebrochen. Entstanden sind verschiedenen neuartige Wohnungs-Typen – unter anderem auch die Cluster-Wohnung.

Es gibt unterschiedliche Interpretationen, was ein Cluster ist.<sup>21</sup> Je nachdem, wer Cluster-Wohnungen konzipiert, finanziert und baut, unterscheiden sich die Architektur und die Organisation dieser Wohnform, sowie auch der Wohnalltag, der schliesslich im Cluster stattfindet. Das Wohnungs-Bewertungs-System WBS des Bundes liefert eine erste, auf die Typologie fokussierte Definition der Cluster-Wohnung:

«Eine Cluster- oder Satellitenwohnung steht für kleine, selbständige Wohn-Teileinheiten, welche sich zu einer grossen Wohnung zusammenfügen. Grundausstattungen wie Koch-, Ess- oder Aussenbereiche werden geteilt. Zusätzlich stehen Zimmer für den gemeinsamen Aufenthalt zur Verfügung.»<sup>22</sup>

Die Cluster-Wohnung soll hier jedoch neben der Typologie noch unter zwei weiteren Aspekten betrachtet werden: ihrer Nutzung und ihrer Organisationsform.

Folgt man Hofer, so ist die Idee der Cluster-Wohnungen im Rahmen von basisdemokratisch organisierten Genossenschaftsprojekten entstanden. Er beschreibt, wie sich solche Ideen in der Genossenschaft Kraftwerk1 entwickeln:

«Die Genossenschaft KraftWerk1 lädt bei all ihren Bauprojekten in einem frühen Stadium Interessierte zu einem Prozess mit Diskussionsrunden, Besichtigungen und Erfahrungsaustausch mit bestehenden Wohnmodellen ein. In dieser Auseinandersetzung entwickeln sich neue Wohnideen, bilden sich persönliche Netze, aus denen die künftige Hausgemeinschaft wächst, und wird gemeinsam das Raumprogramm entwickelt. So ist auch die Cluster-Typologie entstanden. Eingeflossen sind dabei vor allem Erfahrungen aus experimentellen Alterswohnprojekten der letzten Jahre und aus Gross-WGs.»<sup>23</sup>

Aus diesem Aushandlungsprozess, der schliesslich die gebaute Form der Cluster-Wohnung mitprägt, ergibt sich auch die Organisationsform, die in den genossenschaftlichen Clustern zum Standard geworden ist: Es wird ein Verein gegründet, der die Wohnung mietet und die Zimmer an seine Mitglieder untervermietet. Bei einem Bewohner\_innen-Wechsel innerhalb des Clusters entsteht so kaum Aufwand für die Genossenschaft als Vermieterin, es gibt einfach einen Mitglieder-

---

<sup>21</sup> Vgl. Thiesen 2014, S. 76.

<sup>22</sup> Wohnungs-Bewertungs-System WBS: «Cluster- und Satellitenwohnungen», <http://www.wbs.admin.ch/de/anwendung/glossar/cluster-und-satellitenwohnungen> (Abgerufen: 8.4.2016).

<sup>23</sup> Hofer 2011, S. 30.

wechsel im Verein.<sup>24</sup> Die Organisation in Form eines kleinen Vereins bietet zudem die Möglichkeit, solidarische Finanzierungsmodelle zu suchen und die finanzielle Last unterschiedlich auf die Mitglieder zu verteilen.<sup>25</sup> Dies kann nicht zuletzt deshalb wichtig werden, weil die Wohneinheiten im Genossenschafts-Cluster aufgrund der mehrfachen Nasszellen- und Kücheninfrastruktur tendenziell teurer sind als im genossenschaftlichen Durchschnitt.

Anders in der privat organisierten Cluster-Wohnung: Hier wird eine Cluster-Wohnung von Besitzer\_innen und Investor\_innen gebaut und anschliessend an mehrere Mieter\_innen in Teilen vermietet. Grosse Wohnungen an begehrten städtischen Lagen, die nach einer Renovation als Individualwohnungen aufgrund des sehr hohen Mietpreises kaum vermietbar wären, werden in kleinere Mieteinheiten aufgeteilt. «Es müssen Wohnformen entwickelt werden, welche die Synergien von Bedürfnissen nutzen, um zahlbaren Wohnraum zu schaffen»<sup>26</sup>, schreibt die Architektin und Bauunternehmerin Vera Gloor, die als eine der ersten Investor\_innen die Cluster-Typologie im privaten Wohnungsbau umgesetzt hat. Grosszügige gemeinsame Räume werden geteilt, die einzelne Wohneinheit wird dadurch günstiger, würde doch ein\_e Bewohner\_in des Cluster sonst mindestens eine Zweizimmerwohnung mieten, die an vergleichbarer Lage wesentlich teurer wäre.

Der kleinste gemeinsame Nenner von genossenschaftlich und privatwirtschaftlich gebauten Cluster-Wohnungen ist deren Typologie: Mehrere «individuelle Einheiten mit minimaler Koch- und Sanitärinfrastruktur und 1 bis 3 individuellen Zimmern gruppieren sich um grosszügige Gemeinschaftsräume mit grosser Küche und grossem Bad», beschreibt Hofer die Grundstruktur des Clusters.<sup>27</sup> Die Cluster-Wohnung ist also unterteilt in private Räumlichkeiten, die zur individuellen Nutzung vorgesehen sind, und allen Cluster-Bewohner\_innen zugängliche Räume, die für den gemeinsamen Gebrauch bestimmt sind. Anders als in herkömmlichen Wohngemeinschaften verfügen die individuellen Einheiten über Bad mit WC und über eine kleine Küche, sind damit grösser und umfassen manchmal mehr als ein Zimmer.<sup>28</sup> Die «Autonomie»<sup>29</sup> ist hier ausgeprägter: Man könnte auch nur in der individuellen Wohneinheit überleben, ohne die gemeinsamen Räumlichkeiten zu nutzen.

Interessant ist, wie die individuellen Einheiten unterschiedlich benannt werden. Claudia Thiesen, Architektin und genossenschaftliche Cluster-Bewohnerin der ersten Stunde, nennt sie «Individual-

---

<sup>24</sup> Vgl. Genossenschaft Kalkbreite: Anleitung: Wohnformen, <http://anleitung.kalkbreite.net/wohnen/wohnformen> (Abgerufen: 10.5.2016); Hofer 2011; Thiesen 2014.

<sup>25</sup> Vgl. Thiesen 2014, S. 76.

<sup>26</sup> Vera Gloor: Bauten, <http://www.veragloor.ch/de/Bauten/6?&id=1> (Abgerufen: 10.5.2016).

<sup>27</sup> Hofer 2011, S. 25.

<sup>28</sup> Vgl. Genossenschaft Kalkbreite: Anleitung: Wohnformen, <http://anleitung.kalkbreite.net/wohnen/wohnformen> (Abgerufen: 10.5.2016).

<sup>29</sup> Vgl. Hofer 2011, S. 30; Hönig 2012, S. 55.



zimmer»<sup>30</sup>, während die Architektin und Unternehmerin Vera Gloor von «Kleinwohnungen»<sup>31</sup> spricht. Im ersten Fall lässt sich das individuelle Zimmer kaum ohne die es umgebenden Gemeinschaftsräume denken – eine vollständige Wohnung hat neben Individualzimmern in der Regel weitere Aufenthaltsräume. Im zweiten Fall sind die individuellen Wohnungen durchaus für sich alleine stehend vorstellbar, die «Wohnhalle von 50 m<sup>2</sup>» und die «separate Lounge von 20 m<sup>2</sup>»<sup>32</sup> erscheinen als bereichernder, aber nicht notwendiger Zusatz.

Unabhängig von der Benennung der vergleichsweise kleinen, individuellen Räume, ist es für den Typus der Cluster-Wohnung wichtig – insbesondere in Abgrenzung zu anderen Wohnformen –, dass er neben den individuellen auch über grosszügige gemeinsam nutzbare Räume verfügt. Sie erschliessen die Individualeinheiten, sind aber nicht nur Erschliessungsfläche, sondern auch Begegnungsraum und stellen eine Erweiterung des Privattraums dar.<sup>33</sup> Die mögliche Vielfalt an gemeinschaftlich genutzten Räumen wird anhand des Cluster-Wohnprojekt der Genossenschaft Gesewo in Winterthur anschaulich beschrieben:

«Das eigentliche (Zusammen-)Leben [...] spielt sich jedoch in den gemeinsamen Räumen ab. Dazu gehören: ein grosser Aufenthaltsraum mit Cheminée, gemütlicher Sitzgruppe und ein ausladender Esstisch, eine bestens ausgerüstete Gemeinschaftsküche, die Gartenterrasse und ein wunderschöner, sonniger Garten, ein Büroarbeitsnische mit PC und Drucker, eine Spielecke, eine Bibliothek, eine Haushaltsnische zum Bügeln, Nähen usw., eine Fitnessecke mit einigen Geräten, eine Werkstatt, ein Naturkeller für Gemüse und Wein und die Waschküche mit Trocknungsraum. Für längere Besuche und Feste im intimeren Rahmen können die Bewohnerinnen und Bewohner das Gästezimmer und den Bistroraum reservieren. Selbstverständlich gehört zu jeder Wohnung auch ein Kellerabteil.»<sup>34</sup>

Ähnliche Räumlichkeiten lassen sich auch in den grossen Cluster-Wohnungen in der Genossenschaft «Kalkbreite» in Zürich finden.<sup>35</sup> Je kleiner die Cluster-Wohnung, desto weniger Vielfalt an Gemeinschaftsräumen gibt es. Auch eine Wohnung mit nur einem gemeinsam genutzten Raum

---

<sup>30</sup> Thiesen 2014, S. 76.

<sup>31</sup> Vera Gloor: Bauten, <http://www.veragloor.ch/de/Bauten/6?id=1> (Abgerufen: 10.5.2016).

<sup>32</sup> Ebd.

<sup>33</sup> Vgl. Hofer 2011; Thiesen 2014; Winterthur Glossar: «Clusterwohnen in der Kanzlei-Seen», [https://www.winterthur-glossar.ch/app/default/pub/fw.action/wine.article?ce\\_id=125&ce\\_name=ORGANISATION](https://www.winterthur-glossar.ch/app/default/pub/fw.action/wine.article?ce_id=125&ce_name=ORGANISATION) (Abgerufen: 10.5.2016); Genossenschaft Kalkbreite: Anleitung: Wohnformen, <http://anleitung.kalkbreite.net/wohnen/wohnformen> (Abgerufen: 10.5.2016); Simon 2014, S. 20–26.

<sup>34</sup> Winterthur Glossar: «Clusterwohnen in der Kanzlei-Seen», [https://www.winterthur-glossar.ch/app/default/pub/fw.action/wine.article?ce\\_id=125&ce\\_name=ORGANISATION](https://www.winterthur-glossar.ch/app/default/pub/fw.action/wine.article?ce_id=125&ce_name=ORGANISATION) (Abgerufen: 10.5.2016).

<sup>35</sup> Vgl. Genossenschaft Kalkbreite: Anleitung: Wohnformen, <http://anleitung.kalkbreite.net/wohnen/wohnformen> (Abgerufen: 10.5.2016).

mit Kochmöglichkeit und vielleicht einem weiteren flexibel nutzbaren Zimmer kann als Cluster verstanden werden.<sup>36</sup>

Einig ist man sich – zumindest in Bezug auf genossenschaftlich organisierte Cluster – darin, dass «der Gemeinschaftsraum [...] das eigentliche Kernstück des Clusters»<sup>37</sup> ist. Er soll «der verbindende Gegenpol zur individuellen Kleinwohnung» sein, «der Ort des Austauschs, eine Begegnungszone, ein Aufenthaltsbereich, ein Ort, um Gäste zu bewirten und ein Freiraum»<sup>38</sup>, wie es die Genossenschaft «Kalkbreite» formuliert. Von Andreas Hofer wird der Gemeinschaftsbereich auch als «Zwischenraum» oder «Zwischenzone» definiert: Er ist nicht nur eine physische Zone zwischen den Wohneinheiten, sondern auch ein Raum «zwischen Öffentlichkeit und Privatheit»<sup>39</sup> innerhalb der Wohngemeinschaft. Der Architekt geht sogar soweit, in ihm auch eine mögliche Schnittstelle zwischen der Privatheit der Cluster-Wohnung und der Öffentlichkeit des Stadtraumes zu sehen: Vielleicht könne

«der Cluster auch Beiträge für eine Nutzung und Belebung von Erdgeschossen an Standorten bieten, an denen die Nachfrage nach kommerziellen Nutzungen nicht gegeben ist: Das Wohnzimmer wird zur Stadtlounge, die eine gewisse Öffentlichkeit über die Wohngemeinschaft hinaus haben kann»<sup>40</sup>.

Grundsätzlich sind die Gemeinschaftsräume der Cluster-Wohnung für alle Mitbewohner\_innen jederzeit zugänglich.<sup>41</sup> Ihre Nutzung ist flexibel und muss unter den Bewohner\_innen ausgehandelt werden, die daraus resultierende Definition oder Gestaltung der Räume kann variieren.<sup>42</sup> Jedoch fällt auf, dass die Gemeinschaftsräume immer eine Küche beinhalten, welche besser ausgestattet ist als die kleinen Teeküchen in den Wohneinheiten (zum Beispiel mit Backofen und Spülmaschine): Das gemeinsame Kochen und Essen wird dadurch zur Haupttätigkeit in den Gemeinschaftsräumen.<sup>43</sup>

---

<sup>36</sup> Vgl. Vera Gloor: Bauten, <http://www.veragloor.ch/de/Bauten/6?id=1> (Abgerufen: 10.5.2016).

<sup>37</sup> Genossenschaft Kalkbreite: Anleitung: Wohnformen, <http://anleitung.kalkbreite.net/wohnen/wohnformen> (Abgerufen: 10.5.2016); Vgl. auch Hofer 2011 Thiesen 2014; Simon 2014.

<sup>38</sup> Genossenschaft Kalkbreite: Anleitung: Wohnformen, <http://anleitung.kalkbreite.net/wohnen/wohnformen> (Abgerufen: 10.5.2016).

<sup>39</sup> Hofer 2011, S. 29.

<sup>40</sup> Ebd., S. 31.

<sup>41</sup> Vgl. zum Beispiel: Winterthur Glossar: «Clusterwohnen in der Kanzlei-Seen», [https://www.winterthurglossar.ch/app/default/pub/fw.action/wine.article?ce\\_id=125&ce\\_name=ORGANISATION](https://www.winterthurglossar.ch/app/default/pub/fw.action/wine.article?ce_id=125&ce_name=ORGANISATION) (Abgerufen: 10.5.2016).

<sup>42</sup> Vgl. Hofer 2011.

<sup>43</sup> Vgl. Thiesen 2014; Simon 2014; Hofer 2011; Vgl. zum Beispiel: Winterthur Glossar: «Clusterwohnen in der Kanzlei-Seen», [https://www.winterthurglossar.ch/app/default/pub/fw.action/wine.article?ce\\_id=125&ce\\_name=ORGANISATION](https://www.winterthurglossar.ch/app/default/pub/fw.action/wine.article?ce_id=125&ce_name=ORGANISATION) (Abgerufen: 10.5.2016); Genossenschaft Kalkbreite: Anleitung: Wohnformen, <http://anleitung.kalkbreite.net/wohnen/wohnformen> (Abgerufen: 10.5.2016).

### 3. Cluster-Gemeinschaftsräume als *Third Places*

Nachdem ich aufgezeigt habe, welche Vorstellungen mit dem kollektiven Wohnen im Cluster verknüpft sind und wie die Cluster-Gemeinschaftsräume genutzt werden sollen, will ich nun die erste These prüfen:

- (1) Die gemeinsam genutzten Räume im Cluster können als *Third Place* verstanden werden.

Dafür muss zuerst erörtert werden, was genau unter dem Begriff des «*Third Place*» zu verstehen ist, um im Anschluss die Cluster-Gemeinschaftsräume an diesem idealtypischen Konzept zu messen.

#### 3.1. *Third Place* – Der Idealtypus von Ray Oldenburg

In der 1989 erschienenen Monographie «*The Great Good Place*» definierte der US-amerikanische Soziologe Ray Oldenburg einen idealtypischen Ort, der neben dem Zuhause als «*First Place*» und dem Arbeitsplatz als «*Second Place*», das dritte Standbein im Leben eines jeden Menschen darstellen sollte:

«The third place is a generic designation for a great variety of public places that host the regular, voluntary, informal, and happily anticipated gatherings of individuals beyond the realms of home and work.»<sup>44</sup>

Der weisse US-Amerikaner Oldenburg verklärt in seinem essayistisch geschriebenen Buch den europäischen Lebensstil mit seinen Wiener Kaffeehäusern, französischer *Convivialité* oder deutschen Biergärten zum Ideal. An immer weniger Orten in den USA sei Gemeinschaftlichkeit möglich, immer mehr werde kommodifiziert und von Werbung dominiert.<sup>45</sup> Dass dies auch im europäischen Kontext der Fall sein könnte, wird nicht erörtert. Oldenburg hinterfragt auch gesellschaftlich vorherrschende heteronormative Vorstellungen von Familie und Partnerschaft nicht<sup>46</sup>, und manch sexistischer Unterton bleibt den Lesenden nicht erspart<sup>47</sup>. Wenn man das *Third Place*-Konzept als idealtypische Kontrastfolie für empirisch Beobachtetes versteht, dann stellt es ein produktives Instrument dar, um öffentliche oder halböffentliche Orte zu analysieren: trotz des geografischen und gesellschaftlichen Kontextes, in dem es entstanden ist, und der damit einhergehenden «blinden Flecken». Es ist dann ein Idealtypus, an dem sich die «Realität» messen und dadurch besser verste-

---

<sup>44</sup> Oldenburg 1989, S. 16.

<sup>45</sup> Vgl. Oldenburgs historischen Ausführungen: Ebd., S. 17.

<sup>46</sup> So zum Beispiel im Kapitel über «*The Sexes and the Third Place*» (Vgl. Ebd., S. 230–261.); Mancherorts aber auch ganz beiläufig, zum Beispiel in einer Analogie von Mutter und regelmässig einen *Third Place* Besuchenden: «[J]ust as a mother realizes her contribution to the family, regulars realize their contributions to the sociable group.» (Ebd., S. 40.)

<sup>47</sup> «If such establishments as the neighborhood tavern were nearly as bad as generations of wives have claimed them to be, few of the ladies should have found much reason to be concerned.» (Ebd., S. 38.)

hen lässt. Insbesondere können Orte, die den Anspruch haben, Gemeinschaftlichkeit zu produzieren oder zu gewährleisten – wie dies bei den Cluster-Gemeinschaftsräumen der Fall ist – mit dem Idealtypus *Third Place* kontrastiert werden. Bevor dies hier geschieht, soll das Konzept von Oldenburg jedoch noch etwas eingehender erörtert werden.

Folgt man Oldenburg, so besteht der Alltag eines idealen Durchschnittsbürgers oder einer idealen Durchschnittsbürgerin aus dem privaten Leben zu Hause, dem produktiven Leben am Arbeitsplatz und dem gemeinschaftlich-öffentlichen Leben, welches eben an einem dritten Ort stattfinden soll – und nur dort stattfinden kann.<sup>48</sup> Oldenburg diagnostiziert für die US-amerikanische Gesellschaft seiner Zeit ein Manko an informellem öffentlichem Leben – und mit ihm ein Manko an *Third Places*:

«The problem of place in America manifests itself in a sorely deficient informal public life. The structure of shared experience beyond that offered by family, job, and passive consumerism is small and dwindling. The essential group experience is being replaced by the exaggerated self-consciousness of individuals. American life-styles [...] are plagued by boredom, loneliness, alienation, and a high price tag.»<sup>49</sup>

Orte, deren Erscheinung durch Werbung geprägt ist, und Orte, die ohne Konsum nicht existieren würden, an denen das Konsumieren von gekauften Gütern als Haupttätigkeit im Mittelpunkt steht, würden im öffentlichen Raum Überhand nehmen. Der «cash nexus»<sup>50</sup> sei nicht mehr wegzudenken aus dem amerikanischen Alltag – weshalb das Zuhause und der Arbeitsplatz übermässig als Aufenthalts- und Entspannungsorte strapaziert würden. Ein «Überhitzen» des Systems sei vorprogrammiert, weil das «cooling system» fehle.<sup>51</sup>

So weit so einprägsam: Wie aber definiert Oldenburg nun die *Third Places*, die er als Lösung des diagnostizierten Problems propagiert? Anhand von acht teilweise ineinander übergehenden oder verschränkten Kriterien wird der *Third Place* charakterisiert:

(1) Ein *Third Place* muss sich auf neutralem Boden befinden.<sup>52</sup> Jede\_r soll an diesen Ort kommen können, es gibt keine Zugangsbeschränkungen. Die Neutralität des Ortes bedeutet auch, dass niemand Gastgeber\_in ist, was dazu führt, dass alle sich gleichermassen wohlfühlen können, niemand eine spezielle Verpflichtung hat. Der *Third Place* kann so gar für intimere, weil informellere, Begegnungen Raum bieten.

---

<sup>48</sup> Vgl. Oldenburg 1989, S. 14.

<sup>49</sup> Ebd., S. 13.

<sup>50</sup> Ebd., S. 10.

<sup>51</sup> Ebd.

<sup>52</sup> Die folgenden Ausführungen basieren auf Ebd., S. 20–42.

(2) Dadurch, dass an einem dritten Ort niemandem der Zutritt verwehrt wird, dient er als «*Leveler*»<sup>53</sup>: Er ist ein «Gleichmacher», erfüllt das demokratische Ideal, dass hier alle gleich sind, egal welchen Status sie andernorts haben mögen. «A place that is a leveler is, by its nature, an inclusive place.»<sup>54</sup> Nicht nur hat der *Third Place* aber eine ausgleichende und inkludierende Wirkung in Bezug auf Status und Ansehen, sondern auch in Bezug auf die Stimmung: Persönliche Launen und Probleme müssen draussen bleiben, was für alle Anwesenden erleichternd ist.

(3) Diese anwesenden «*Regulars*» – die Stammgäste – kommen zusammen und machen einen Ort zum *Third Place*. Dabei ist es gar nicht so schwierig, zum Stammgast zu werden. Das gegenseitige Vertrauen unter den *Regulars* gründet nämlich vor allem darauf, dass sie sich im Gespräch sowie in ihrem Immer-Wieder-Kommen den Willen zum Stammgast-Sein gewissermassen «beweisen»:

«[T]he third place gang need only know that the newcomer is a decent sort, capable of giving and taking in conversation according to the modes of civility and mutual respect that hold sway among them, and the group needs some assurance that the new face is going to become a familiar one.»<sup>55</sup>

Für die *Regulars* gehört der *Third Place* zu ihrer Alltagsroutine.

(4) Wichtig ist deshalb, dass er schnell und einfach erreichbar ist und man sich auf sein Offen-Sein und die Anwesenheit anderer *Regulars* verlassen kann. Die Aktivitäten im *Third Place* sind trotz – oder vielleicht gerade wegen – ihrer Alltäglichkeit «unplanned, unscheduled, unorganized, and unstructured»<sup>56</sup>.

(5) Zudem sind *Third Places* nicht als solche in Szene gesetzt, wollen nicht beeindrucken. Sie besitzen ein «*Low Profiles*»<sup>57</sup>. Dies macht ältere Lokale als *Third Places* besser geeignet, führt aber vor allem auch dazu, dass die *Regulars* mehr oder weniger unter sich bleiben: «Not having that shiny bright appearance of the franchise establishment, third places do not attract a high volume of strangers or transient customers.»<sup>58</sup>

(6) Die Hauptaktivität an einem *Third Place* ist die Konversation. Sie soll vergnüglich und unterhaltend sein und alle sollen an ihr teilhaben. Alles, was das Gespräch stören könnte, gefährdet den *Third Place*: laute Musik, «a horde of barbaric college students»<sup>59</sup> oder Langweiler, die nur von sich und viel zu viel reden. Idealerweise führt die Konversation dazu, dass die Beteiligten alles um sich herum vergessen – ähnlich wie in einem Spiel.

---

<sup>53</sup> Oldenburg 1989, S. 23.

<sup>54</sup> Ebd., S. 24.

<sup>55</sup> Ebd., S. 35.

<sup>56</sup> Ebd., S. 33.

<sup>57</sup> Ebd., S. 36.

<sup>58</sup> Ebd.

<sup>59</sup> Ebd., S. 30.

(7) Die Stimmung des *Third Place* ist denn auch spielerisch, «the mood is playful»<sup>60</sup>, wie Oldenburg betont. Es geht in der Konversation am dritten Ort weniger darum, ernst genommen zu werden, sondern vielmehr darum, in das Spiel, in die spielerischen Formen des Zusammentreffens einbezogen zu werden.

(8) Schliesslich wird der *Third Place* im Ideal zu einem «home away from home»<sup>61</sup>. Dass er öffentlich zugänglich ist, unterscheidet ihn zwar vom privaten Zuhause. Trotzdem erfüllt er aber viele der Kriterien, die ein Zuhause auszeichnen – und tut dies manchmal gar besser als das Heim: Am *Third Place* wird man geerdet, ist verankert und spürt eine besondere Wärme; hier kann man sich von den Anforderungen der Arbeit und der Familie erholen; hier, an «unserem» Ort, fühlen wir uns frei, so zu sein, wie wir sind.

Prototypische *Third Places* sind für Ray Oldenburg die im Untertitel seines Buches aufgeführten «Cafés, Coffee Shops, Bookstores, Bars, Hair Salons and other Hangouts at the heart of a community». Empirisch untersucht er neben verschiedenen Beispielen von Gaststätten – Biergärten nach deutschem, Cafés nach französischem und Pubs nach englischem Vorbild sowie die amerikanische Taverne – auch eine «Main Street». Hier, in der Hauptstrasse eines kleineren Städtchens, entdeckt er nicht nur in den einzelnen Lokalen, sondern im ganzen städtischen Raum einen «diffusen» *Third Place*.<sup>62</sup> Shopping-Malls, die ähnlich wie solche Main Streets aufgebaut sind, mit Läden entlang eines – im Fall der Mall überdeckten – Strässchens, sind für Oldenburg jedoch keine *Third Places*: «The mall, first of all, is «corporation country.» [...] Merchandising, not socializing, marks the character of the mall [...]. Totally unlike Main Street, the shopping mall is populated by *strangers*.»<sup>63</sup> Die Frage nach der Kommerzialisierung spielt demnach in der Definition eines *Third Place* durchaus eine gewichtige Rolle, wenn sie auch nicht als eines der acht Definitions-Kriterien dient. Es fällt auf, dass alle von Oldenburgs prototypischen *Third Places* Orte sind, an denen konsumiert wird: Kaffee, Bier, Tee, vielleicht wird da und dort auch etwas gegessen. Doch steht an allen Orten nicht der Konsum sondern das Zusammentreffen, das «Sozial-Sein» im Mittelpunkt.

### 3.2. Der Cluster-Gemeinschaftsraum als *Third Place*?

Ein «vielschichtige[r] Zwischenraum zwischen Öffentlichkeit und Privatheit»<sup>64</sup> – als solchen versteht der Architekt Andreas Hofer die gemeinsam genutzten Räume in der prototypischen Cluster-Wohnung. Die Räume sind dann also etwas «Drittes» zwischen dem, was ganz eigen und abge-

---

<sup>60</sup> Oldenburg 1989, S. 37.

<sup>61</sup> Ebd., S. 38.

<sup>62</sup> Vgl. Ebd., S. 105–122.

<sup>63</sup> Ebd., S. 119 (Hervorh. i. Orig).

<sup>64</sup> Hofer 2011, S. 29.

geschlossen ist, und dem, was allen öffentlich zugänglich, wo der Zutritt kaum regulierbar ist. Diese Zwischenzone profitiert gleichzeitig von ihrer Abgeschirmtheit und von ihrer potentiellen Zugänglichkeit beziehungsweise der damit verbundenen Möglichkeit der (zufälligen) Begegnung mit einer grösseren Anzahl Menschen als den Mitgliedern der Kernfamilie.

Der Schluss liegt nahe: Die Cluster-Wohnräume können als *Third Place* verstanden werden, der ja idealtypisch ebenfalls diese Zwischenposition zwischen dem privaten Zuhause und dem öffentlichen, produktivitäts-orientierten Arbeitsplatz einnimmt. Welchen idealtypischen Kriterien des *Third Place* entsprechen die Cluster-Gemeinschaftsräume aber tatsächlich? Und wo stösst das Konzept als Kontrastfolie an Grenzen? Ich möchte nun der Reihe nach die acht Kriterien Oldenburgs abhandeln<sup>65</sup>:

Innerhalb der Cluster-Wohnung sind die Gemeinschaftsräume tatsächlich (1) «neutraler Boden»: Sie sind für alle Bewohner\_innen des Clusters zugänglich. In manchen Genossenschaften sind die Räume auch für alle anderen Genossenschaftler\_innen theoretisch zugänglich, da sie sich in un abgeschlossenen Bereichen der Gebäude befinden. Neutral ist der Boden aber nur innerhalb der Wohnung oder höchstens der Siedlung. Aussenstehenden, die nicht Mitglieder der Genossenschaft sind, ist der Zugang verwehrt.

Genauso sind Cluster-Gemeinschaftsräume nur innerhalb des Clusters oder der Genossenschaft (2) Gleichmacher. Wer zum Mitglied des bereits bestehenden Gefüges mit seinen spezifischen Regeln und Vorgaben geworden ist – sei dies im Rahmen eines genossenschaftlichen oder eines regulären Mietverhältnisses – hat dann aber die gleichen Rechte und Möglichkeiten wie alle. In der Genossenschaft «Kalkbreite» wird zum Beispiel auch Kindern das Recht zur Mitwirkung (jedoch nicht zur Mitbestimmung in der Generalversammlung) gewährt.<sup>66</sup> Die Nutzung der Cluster-Räume ist zwar beschränkt, innerhalb des Clusters ist der Zugang aber für alle offen und macht – zumindest im theoretischen Anspruch – alle gleich. Ob auch in Bezug auf die Gesprächsthemen eine *Leveler*-Wirkung am *Third Place* festzustellen ist, ob also die Themen nicht zu schwer und nicht zu ernsthaft sind, müsste empirisch geprüft werden.<sup>67</sup>

---

<sup>65</sup> Die folgenden Erörterungen stützen sich vor allem auf Selbstbeschreibungen von und journalistische Berichte über Cluster-Wohnungen in Zürich (Vgl. Quellen im Literaturverzeichnis). Zudem sind auch eigene Beobachtungen von Besuchen in den Genossenschaften in die Abhandlungen eingeflossen – dies jedoch unsystematisch.

<sup>66</sup> Vgl. Genossenschaft Kalkbreite: Anleitung: Wohnformen, <http://anleitung.kalkbreite.net/wohnen/wohnformen> (Abgerufen: 10.5.2016).

<sup>67</sup> Jedoch ist diese inhaltliche *Leveler*-Wirkung meines Erachtens sowieso kein ausschlaggebendes Kriterium – Ich würde vielmehr sogar kritisieren, dass der Anspruch an eine «Leichtigkeit» der Gespräche die Bedeutung von *Third Places* eher schmälert als sie zu verstärken.

(3) Die *Regulars* der Cluster-Gemeinschaftsräume werden durch die organisatorische Verfasstheit des Clusters bestimmt: Die Menschen, die in den Wohneinheiten leben, können zu *Regulars* werden – und sollen dies auch. Die Bewohner\_innen nutzen die Gemeinschaftsräume unterschiedlich häufig und mit einer unterschiedlichen Selbstverständlichkeit; und so ist es vorstellbar, dass diejenigen, die neu in einen Cluster ziehen, zuerst das Vertrauen derjenigen erlangen müssen, die schon länger im Cluster wohnen. Insofern kann man also auch bei Cluster-Räumen von *Regulars* sprechen, die sich jedoch aus einer begrenzten Auswahl möglicher Personen – und diese Auswahl ist nicht zufällig – herauskristallisieren.

Diejenigen Cluster-Räume, die neben sozialen Funktion die architektonische Aufgabe erfüllen müssen, die einzelnen Wohneinheiten zu erschliessen, sind (4) einfach erreichbar und immer zugänglich. Da sie sämtliche Einheiten des Clusters miteinander verbinden, kann davon ausgegangen werden, dass sie Ort für ungeplante (und unplanbare) Zusammentreffen von Bewohner\_innen sind. Sie sind aber nicht nur Erschliessungsfläche: Alle Cluster-Gemeinschaftsräume erfüllen auch eine Küchen-Funktion. Sie sind (auch) zum gemeinsamen Kochen und Essen vorgesehen. Nicht immer ist das Essen in den Gemeinschaftsräumen «unplanned, unscheduled, unorganized, and unstructured»<sup>68</sup>, wie von Oldenburg idealtypisch vorgesehen. Doch ist es durchaus vorstellbar, dass es zu spontanen gemeinsamen Mahlzeiten kommt oder sich am Küchentisch verschiedene Aktivitäten – Kochen, Hausaufgaben machen, Basteln etc. – überschneiden.

Die Cluster-Gemeinschaftsräume werden den Bewohner\_innen unmöbliert zur Verfügung gestellt. Zumindest zu Beginn, wenn die ersten Menschen in den Cluster einziehen, verfügen die Gemeinschaftsräume also über eine besondere Art von (5) «*Low Profile*»: Nichts ist vorgegeben, alles muss selber eingerichtet und «wohnlich» gemacht werden.<sup>69</sup> Gleichzeitig kann dieses *Low Profile* aber auch rasch in die Höhe schnellen: Wenn ein Raum von einer Gruppe eingerichtet wird, so erhält er eine bestimmte Atmosphäre, die auch exklusiv und somit abweisend auf «Nicht-Eingeweihte» wirken kann.

(6) Idealtypisch ist die Hauptaktivität an einem *Third Place* die Konversation. Die Einrichtung der zentralen Cluster-Gemeinschaftsräume sieht Kochen und Essen als Hauptaktivitäten vor. Jedoch

---

<sup>68</sup> Oldenburg 1989, S. 33.

<sup>69</sup> Eine journalistische Beschreibung des Clusterhauses Kanzlei-Seen in Winterthur bringt zum Ausdruck, wie wenig festgelegt und wie stark abhängig von der Initiative der Bewohner\_innen Einrichtung und Nutzung der Gemeinschaftsräume sind: «Die «Freiräume» liegen mehrheitlich brach – die Bewohner scheinen mit ihnen noch nicht umzugehen zu wissen: Im Erdgeschoss wartet ein Büroarbeitsplatz vor dem Gästezimmer auf jemanden, der sich an ihn setzt, im ersten Obergeschoss steht ein Schrank mit Gesellschaftsspielen in der einen Nische sowie das E-Piano einer Bewohnerin in der anderen. Im zweiten Obergeschoss gibt es Anzeichen einer Bibliothek ein halbvolleres Büchergestell und ein Sofa sowie zwei Bügelstationen und ein Laptop. Immerhin: Die beiden Haushaltgeräte sehen benutzt aus. Im Dachgeschoss steht ein Lauftrainer am Fenster des weiten Korridors.» (Hönig 2012, S. 55.)



dient das Kochen und Essen in der Gemeinschaftsküche nicht der reinen Nahrungsaufnahme; es handelt sich um ein «Zusammen-Essen», die Mahlzeit ist sozialer Akt. Es ist deshalb schwer vorstellbar, dass die Mahlzeiten am gemeinsamen Tisch schweigend eingenommen werden. Wollen die Bewohner\_innen sich der Konversation entziehen, können sie ihre individuellen Kochmöglichkeiten nutzen. Dass der Esstisch in der Küche eine wichtige soziale Funktion einnimmt, bestätigt auch folgende Beschreibung des Hochparterre-Redaktors Roderick Hönig: Eine Bewohnerin zieht aus, sie «nimmt ihren grossen Esstisch mit, an dem die gemeinschaftlichen Essen stattfanden, und hinterlässt so eine empfindliche Lücke in der Möblierung.»<sup>70</sup> Manche Cluster-Wohnungen verfügen neben der Gemeinschaftsküche über weitere Gemeinschaftsräume: Arbeitsplätze, Wohnstuben, Gästezimmer, Aussenräume. Hier steht nicht das Kochen und Essen im Mittelpunkt – und manche der vorgesehenen Nutzungen deuten darauf hin, dass hier nicht die Konversation im Mittelpunkt stehen soll. In diesen Fällen erscheinen die Gemeinschaftsräume vielmehr als Erweiterung des individuellen Raums: Nicht Jede\_r braucht zum Beispiel ein eigenes Arbeitszimmer, welches diese Person dann nur selten benutzt, es können vielmehr Synergien genutzt und damit knapper und teurer Wohnraum eingespart werden.

Es ist schwierig, ohne empirische Auseinandersetzung festzustellen, ob in den Cluster-Gemeinschaftsräumen eine dem Oldenburg'schen Idealtypus ähnliche (7) spielerische Stimmung vorherrscht. Spielerische Aktivitäten im engeren und weiteren Sinne sind durchaus möglich – Brettspiele am grossen Tisch, Fussball im Garten oder ein neckischer Spruch beim Vorbeigehen. Es ist zudem sehr gut vorstellbar, dass es im Cluster weniger darum geht, in der alltäglichen Interaktion Recht zu behalten oder ernstgenommen zu werden, sondern vielmehr darum, einfach Teil von einem Kollektiv, von etwas Gemeinsamem zu sein, mitmachen zu dürfen. Ein Hinweis darauf, dass zumindest die Motivation dafür, Cluster-Räume zu nutzen, *playful* ist, lässt sich aus einer Studie der Stadtsoziologin Esther Sullivan über ein *cohousing project* in den USA ziehen: «The word «fun» played a central role in their [the inhabitants, Anm. LC] descriptions. Members shared the idea that everyday tasks might become enjoyable when shared with community.»<sup>71</sup>

(8) Sind die Cluster-Gemeinschaftsräume also «a home away from home» für ihre Bewohner\_innen? Diese Frage weist auf ein Paradox hin: Die Bewohner\_innen des Clusters sind ja in ebendiesem tatsächlich daheim, der Gemeinschaftsraum ist das Zuhause, er kann nicht zum Zuhause ausserhalb des Zuhauses werden. Müsste man also sagen: «a home within home» oder «a home extending home», ein Daheim im eigentlichen Daheim, ein Daheim, welches das Daheim erweitert? In den Cluster-Wohnungen besteht der Anspruch, dass nicht nur die individuellen Einheiten, sondern

---

<sup>70</sup> Hönig 2012, S. 55.

<sup>71</sup> Sullivan 2015, S. 17.

der gesamte Cluster von den Bewohner\_innen als Daheim wahrgenommen wird, dass sie sich dort wohl und aufgehoben fühlen, dass man sich hier zurückziehen und trotzdem mit anderen zusammen sein kann. Es ist aber auch möglich, dass im Zusammensein mit den Cluster-Mitbewohner\_innen, im Zuge der Aushandlungsprozesse, Konflikte entstehen, die einen Rückzug in den noch privateren Raum nötig oder wünschenswert machen. Bedeutet dies, dass der Gemeinschaftsraum dann aufhören würde, *Third Place* zu sein?

Eine Frage, die auch an den *Third Place* von Oldenburg gestellt werden muss: Hört der *Third Place* immer dann auf zu existieren, wenn sich Spannungen bemerkbar machen, wenn die Stimmung vom Spielerischen ins Ernsthafte kippt, wenn eine Zugangsbeschränkung aufgestellt wird, wenn zwischenzeitlich nicht geredet oder wenn die ursprünglichen *Regulars* von neuen *Regulars* abgelöst werden? Nein, denn da der *Third Place* nach Oldenburg als Idealtypus verstanden wird, müssen nicht alle Kriterien gänzlich erfüllt werden, damit ein Ort *Third Place*-Qualitäten aufweist. An einem *Third Place* entsteht vielmehr ein spezifischer, dauerhafterer «Modus der Kollektivität», wie ich ihn nennen möchte. Dieser Modus der Kollektivität entsteht, wenn der Ort sich dem *Third-Place*-Idealtypus anzunähern versucht, wenn die acht Kriterien Oldenburgs zumindest verhandelt werden. Schliesslich ist es dieser spezifische Modus der Kollektivität, der die urbanen Qualitäten des *Third Place* ausmacht.

#### 4. Ein spezifischer Modus der Kollektivität: Der Cluster-*Third Place*

Die weiterführende These, die ich im Folgenden prüfen möchte, lautet also:

- (2) Weil in den Cluster-Gemeinschaftsräumen die Kriterien eines idealtypischen *Third Place* verhandelt werden, entsteht in ihnen ein spezifischer «Modus der Kollektivität». Dieser Modus macht die urbanen Qualitäten der Cluster-Räume aus.

Der Modus der Kollektivität ist, wie gezeigt werden soll, nicht mit einem dichotomen Verständnis von Gemeinschaft und Gesellschaft vereinbar. Der spezifische Modus muss vielmehr anhand eines Kontinuums zwischen Teilhabe und Privatheit definiert werden.

##### 4.1. Jenseits der Dichotomie von Gemeinschaft und Gesellschaft

Ein realer *Third Place* hört nicht auf, als solcher zu existieren, verliert nicht sofort seine Funktion und Bedeutung, wenn eines oder mehrere der idealtypischen Kriterien nicht gänzlich erfüllt werden. Es ist vielmehr der Modus der Kollektivität an diesem *Third Place*, der diesen über eine Zeitspanne hinweg zu einem «verlässlichen» *Third Place* macht – auch wenn sich einzelne Umstände im

Laufe dieser Zeit verändern sollten. Sowohl die prototypischen Gaststätten von Oldenburg als auch die Cluster-Gemeinschaftsräume – ich beziehe mich im Folgenden nur noch auf den *genossenschaftlichen* Cluster – sind für das urbane Leben bedeutend; denn an diesen *Third Places* werden Formen der Kollektivität produziert und gepflegt, die für ein funktionierendes und zufriedenstellendes Leben in der Stadt unerlässlich sind. Für das Zusammenleben in der Stadt, das Leben im öffentlichen und halböffentlichen Raum, braucht es Kollektive jenseits von der modernen Kleinfamilie und jenseits von produktiven Teams im Kontext der Erwerbsarbeit – das stellte nicht zuletzt auch Oldenburg fest. Wie sieht also dieser spezifische Modus der Kollektivität in den gemeinsam genutzten Cluster-Wohnräumen aus, die im vorhergehenden Teil dieser Arbeit als *Third Place* definiert werden konnten?

Ray Oldenburgs Konzept des *Third Place* entstand aus der Feststellung eines Defizits heraus: In den USA fehlte es in den 1980er Jahren an Orten für ein ungeplantes, spontanes und also informelles öffentliches Leben, so die Diagnose. Es fehlte an Orten, an denen Vergemeinschaftung jenseits der Familie stattfinden konnte.<sup>72</sup> Der Begriff «Vergemeinschaftung» soll im Folgenden verwendet werden, weil er den prozessualen Charakter des Kollektiven betont. Er betont, «dass Gemeinschaften nicht einfach da sind, sondern in komplexen kulturellen, diskursiven und symbolischen Prozessen erst als solche artikuliert und erzeugt werden», wie dies Rosa et al. formulieren.<sup>73</sup> Die Zeitdiagnose Oldenburgs lässt sich in ein «Narrativ des Verlusts» einordnen, das von den Soziologen um Hartmut Rosa als prägend für den Diskurs über Gemeinschaft angesehen wird:

«Noch die spätmoderne Anrufung und Herbeisehnung der Gemeinschaft transportiert stets die Prämisse, dass der gesellschaftliche Wandel etwas Wertvolles zum Verschwinden bringt, das zuvor vorhanden oder doch zumindest als vitale Keimzelle angelegt war. Dieser vermeintliche Verlust gemeinschaftlicher Lebensformen wird zumeist nicht aus einer neutralen Beobachterperspektive registriert, sondern kritisiert, beklagt und politisiert.»<sup>74</sup>

Das Verlustnarrativ kann zurückgeführt werden auf Ferdinand Tönnies' grundlegende Unterscheidung zwischen «Gemeinschaft» und «Gesellschaft», die jede weitere wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Kollektiven prägen sollte. Für Tönnies ist Gemeinschaft die ursprüngliche, im Wesen des Menschen angelegte Form des Zusammenlebens in verwandtschaftlichen, freundschaftlichen oder zumindest durch gemeinsame Werte gefestigten Beziehungen, die im Zuge der Entwicklung hin zu modernen Formen des Zusammenlebens durch die Gesellschaft abgelöst wird – so wird Tönnies zumindest oft interpretiert. Gesellschaft ist sodann eine «künstliche» Kollektivform, welche durch zweckrationale Beziehungen geprägt ist, in welchen das Individuum seinen eigenen

---

<sup>72</sup> Vgl. Oldenburg 1989, S. 13.

<sup>73</sup> Rosa et al. 2010, S. 66.

<sup>74</sup> Ebd., S. 55f.

grössten Nutzen anstrebt. Nur in der Gemeinschaft sind die Individuen tatsächlich miteinander verbunden, die Gesellschaft wird durch ihr Getrennt-Sein charakterisiert.<sup>75</sup>

Die klare Trennung von Gemeinschaft und Gesellschaft in Anlehnung an Tönnies und deren Einbettung in ein Verlustnarrativ – «Die Gemeinschaft ist bedroht, ja, ist eigentlich schon vernichtet!» – greifen zu kurz. Das zeigen Formen des Zusammen-Seins, wie sie an einem *Third Place*, wie der Cluster-Gemeinschaftsraum einer ist, stattfinden können und sollen. Auch in modernen Gesellschaften gibt es kollektive Formen des Zusammenlebens jenseits der Kernfamilie, die sich nicht in rein zweckrationalen Beziehungen erschöpfen. Rosa et al. sprechen vom ambivalenten «Schmerz des spätmodernen Menschen»: «Auf der einen Seite gibt es eine anhaltende und bejahte Tendenz zu Selbstverwirklichung und Autonomie, auf der anderen Seite wünsche sich die Menschen Nähe und emotionale Verbundenheit.»<sup>76</sup>

Einen im deutschsprachigen Raum einflussreichen Versuch, diese (post)modernen Gemeinschaftsformen zu charakterisieren und sie dabei aus ihrem dichotomen Verhältnis zur Gesellschaft zu befreien, unternahm das Team um den Soziologen Roland Hitzler. «Gemeinschaft wird [...] *phänomenologisch* aus der Opposition zur Gesellschaft befreit»<sup>77</sup>, indem sie den modernen gesellschaftlichen Formen nicht vor- oder nachgestellt, sondern als ein Phänomen innerhalb der modernen Gesellschaft angesehen wird.<sup>78</sup> Innerhalb dieser von Individualisierung geprägten Gesellschaften sind auch die Gemeinschaftsformen gewissermassen individualisiert worden: «Postraditionale Vergemeinschaftungen», wie Hitzler et al. sie nennen, sind abhängig von der Entscheidung des *einzelnen* Menschen, der sich dazu entschliesst, dazugehören zu wollen und damit die Gemeinschaft aufrecht zu erhalten.<sup>79</sup> Wenn Vergemeinschaftung als bewusste Entscheidung und nicht als Schicksal angesehen wird, so muss das (post)moderne Individuum auch «Fragen nach Aufwand und Ertrag zu Kriterien der individuellen Entscheidung»<sup>80</sup> machen. Diese individuellen Entscheidungen lassen labile Gemeinschaftsformen von manchmal nur ganz kurzer Dauer entstehen. Und dies, so die Hitzler-Rezeption von Rosa et al., «weniger durch die Nähe ihrer Mitglieder im sozialen Raum oder durch gemeinsame Wertüberzeugungen als vielmehr aufgrund von ähnlichen Lebensstilen, geteilten Konsumpraktiken oder ästhetischen Ausdrucksweisen»<sup>81</sup>.

---

<sup>75</sup> Vgl. Tönnies 1912; siehe auch Sandstedt/Westin 2015, S. 136.

<sup>76</sup> Rosa et al. 2010, S. 57; vgl. in Bezug auf das Wohnen auch Häußermann 1999, S. 19.

<sup>77</sup> Rosa et al., S. 61 (Hervorh. i. Orig.).

<sup>78</sup> Vgl. Hitzler 1998, S. 81f.

<sup>79</sup> Im Grenzfall kann es auch sein, dass die oder der Einzelne sich unter Zwang in eine Gemeinschaft fügen zu muss.

<sup>80</sup> Hitzler/Honer/Pfadenhauer 2008, S. 11.

<sup>81</sup> Rosa et al. 2010, S. 62.

Bereits in der hier vorliegenden Kürze (und selbstverständlich auch Verkürzung) wird klar, dass sich die Vergemeinschaftungsformen, die an den *Third Places* des Clusters (re-)produziert werden, nicht adäquat mit Hitzlers Konzept der «posttraditionalen Vergemeinschaftung» fassen lassen: Zwar ist es plausibel, dass Menschen mit ähnlichen Lebensstilen zusammen in einem Cluster wohnen, dass sie ähnliche Konsumgewohnheiten haben, dass ihnen Ähnliches gefällt. Und es bedarf tatsächlich einer bewussten Entscheidung, wenn jemand in einem Cluster leben möchte. Jedoch sind es in erster Linie starke Wertüberzeugungen, die zu diesem Schritt führen: Ein bewusster Schritt gegen die angenommene Individualisierungstendenz (post)moderner Gesellschaften; ein eigener Beitrag zur Reduktion von Emissionen und zur Verkleinerung des individuellen Flächenverbrauchs; eine solidarische Verpflichtung – zum Beispiel zur finanziellen Unterstützung im Rahmen eines spezifischen Finanzierungsmodells oder im altersdurchmischten Cluster zur gegenseitigen Unterstützung im Alltag. Eine Lektüre der Selbstbeschreibungen der Genossenschaften legen die Annahme solcher geteilter Wertvorstellungen nahe.<sup>82</sup> Und auch Häußermann und Siebel bestätigen diese Annahme, wenn sie in ihrer «Soziologie des Wohnens» schreiben: «Schliesslich ist die Wohnung auch symbolische Gestaltung von Vorstellungen über die richtige Art zu leben.»<sup>83</sup>

Wenn Menschen in einem Haus, einer Wohnung oder eben in einem Cluster zusammenziehen, so tun sie dies – und damit zu einem weiteren Argument gegen Hitzlers Analyse – mit der Bereitschaft, für eine längere Zeit an diesem Ort zu leben. Wohnen ist ein Grundbedürfnis. Gepaart mit der Verpflichtung zur Mitbestimmung und Mitarbeit, die eine genossenschaftliche Wohnform mit sich bringt, führt dies zu einer längerfristigen Fixierung der Gemeinschaft, die über diejenige der skizzierten posttraditionalen Vergemeinschaftungen weit hinausreicht. Auch wenn die gemeinsamen Wertvorstellungen und die langfristige Verpflichtung vermutlich in der alltäglichen Nutzung der Cluster-Gemeinschaftsräume nicht immer gleich wirkmächtig und präsent sind, so ist der Modus der Kollektivität im Cluster-*Third Place* dennoch weit davon entfernt, nur kurzlebig und flüchtig zu sein. Ebenso wenig wird er wohl mit einer schnellen, unüberlegten Entscheidung aufgehoben.

## 4.2. Ein Kontinuum zwischen Teilhabe und Privatheit

Im Cluster findet also keine posttraditionale Vergemeinschaftung statt. Wie lässt sich dennoch der postulierte Modus der Kollektivität an diesem *Third Place* jenseits der Dichotomie von Gemeinschaft und Gesellschaft fassen? In einer empirischen Studie zu kollektiven Wohnformen in Schweden sind die Soziologin Eva Sandstedt und die Geografin Sara Westin zum Schluss gekommen, dass es ein

---

<sup>82</sup> So schreibt zum Beispiel die Genossenschaft Kalkbreite explizit: «Die Genossenschaft hat sich zum Ziel gesetzt, Nachhaltigkeit sozial, wirtschaftlich und ökologisch zu leben.» (Genossenschaft Kalkbreite: Anleitung, <http://anleitung.kalkbreite.net/betrieb/nachhaltigkeit> (Abgerufen: 31.5.2016).)

<sup>83</sup> Häußermann/Siebel 2000, S. 15.

dialektisches Verhältnis von Vergemeinschaftungs- und Vergesellschaftungsformen ist<sup>84</sup>, das an Orten des kollektiven Wohnens entsteht. Anhand eines konkreten Beispiels wird beschrieben, wie sich die Bewohner\_innen der sogenannten *cohousing units* beim Einzug an den neuen Modus der Kollektivität in den gemeinsam genutzten Räumen erst gewöhnen mussten: «They had to set limits at the same time that they had to be open; it is a challenging dialectic, an interesting social dance that they had to get used to.»<sup>85</sup>

Auch in den Cluster-Räumen braucht es einen solchen «*social dance*»: eine permanente Aushandlung und Ausbalancierung zwischen Autonomie, Privatheit und Rückzug auf der einen und sozialem Kontakt, Gemeinschaftlichkeit und Verpflichtung auf der anderen Seite. Die Sozialgeographin Helen Jarvis schlägt zum besseren Verständnis der Vergemeinschaftungsformen in *cohousing units* konsequenterweise ein Kontinuum vor. Der *social dance* ist also vielleicht ein Seiltanz: am einen Ende des Seils – am einen Pol des Kontinuums – das Teilen und die Teilhabe (*sharing*), am anderen die Privatheit (*privacy*).<sup>86</sup> Diese Pole definieren sich bei Jarvis, analog zur schwedischen Studie, durchaus dialektisch: Was zum Beispiel als erstrebenswertes Mass an Privatheit gilt, kann dadurch bestimmt sein, wie viel Rückzugsmöglichkeiten dem oder der einzelnen Bewohner\_in von den anderen zugestanden wird, mit denen sie den gemeinsamen Raum teilt. Durch Einordnung in dieses dialektische Kontinuum kann schliesslich in der empirischen Auseinandersetzung mit einem spezifischen *Third Place* dessen Modus der Kollektivität abgelesen werden.<sup>87</sup>

Der Modus der Kollektivität im Cluster-*Third Place* ist weder rein gemeinschaftlich noch rein gesellschaftlich, in den Gemeinschaftsräumen der Cluster-Wohnung wird bewusst ein spezifischer Modus der Kollektivität (re-)produziert. Er pendelt, wie gezeigt werden konnte, zwischen Autonomie und Verpflichtung. Der Begriff der «*intentional community*»<sup>88</sup>, der in der englischsprachigen Literatur zum Thema *cohousing* verwendet wird, passt gut: eine bewusste, intendierte Form der Vergemeinschaftung, die ein stetiges Aushandeln von Individualität und Gemeinschaftlichkeit bedeutet. Ein bewusstes und freiwilliges *Zusammen*-Leben in den geteilten Räumlichkeiten des Clusters, während die Cluster-Wohnung für das *Allein*-Sein ebenfalls Räume vorsieht: Individualität und Autonomie haben sich als essentielle Bestandteile dieser neuen Wohnform in die Architektur des Clusters eingeschrieben. Das Kollektiv, das im basisdemokratischen Prozess entsteht, erhält im Cluster eine

---

<sup>84</sup> Vgl. Sandstedt/Westin 2015. Die Autorinnen schlagen den Begriff «Bund» von Herman Schmalenbach zur Beschreibung dieser dialektischen Kollektivierungsform vor. Diesen zu erörtern würde hier aber zu weit führen und ist für das Argument, wie sich zeigen wird, auch nicht nötig.

<sup>85</sup> Ebd., S. 139.

<sup>86</sup> Jarvis 2011, S. 364.

<sup>87</sup> Sullivan zeigt in ihrer Studie ebenfalls auf, wie die von ihr untersuchte *cohousing community* ohne Autonomie, Privatheit und Individualismus nicht funktionieren würde. (Vgl. Sullivan 2015, S. 20f.)

<sup>88</sup> Vgl. Sullivan 2015; Jarvis 2012.

räumliche Fassung.<sup>89</sup> Die spezifische Typologie der Cluster-Wohnung mit einem halböffentlichen Gemeinschaftsraum als *Third Place* ermöglicht es wiederum, einen spezifischen Modus der Kollektivität aufrecht zu erhalten.

## 5. Fazit

Die gemeinsam genutzten Räume von Cluster-Wohnungen, wie sie in den letzten Jahren in Zürich und anderen Schweizer Städten vor allem im Rahmen von genossenschaftlichen Wohnprojekten gebaut wurden, können als *Third Places* verstanden werden. Sie erfüllen zwar nicht alle acht Kriterien, die Ray Oldenburg für sein idealtypisches Konzept der Dritten Orte aufstellt. Vom Idealtypus, der in den US-amerikanischen 1980er Jahren konzipiert wurde, unterscheidet die Cluster-Gemeinschaftsräume vor allem, dass sie nicht allen zugänglich sind: Im Vorhinein wird durch eine übergeordnete Organisation festgelegt, wer grundsätzlich Zugang zu den Cluster-Räumen hat. Dies sind die Mieter\_innen der Wohneinheiten, die sich um die Räume anordnen, gegebenenfalls auch weitere Mitglieder der Genossenschaften, in denen die Cluster-Wohnungen am Häufigsten vorzufinden sind. Innerhalb dieser übergeordneten Struktur nähern sich die Cluster-Räume aber dem *Third Place*-Idealtypus an, indem Kriterien – wie die Anwesenheit von *Regulars*, die Konversation als Hauptaktivität, und die Absenz von hohen Zutritts-Schwellen, um hier nur die wichtigsten zu nennen – verhandelt werden und die Bewohner\_innen deren Erfüllung anstreben.

Durch diese Bemühungen entsteht am Cluster-*Third Place* ein spezifischer Modus der Kollektivität, wie ich ihn genannt habe, der für das Leben in der Stadt prägend ist. Dieser Modus macht die Orte, an denen in neuen Wohnformen gelebt wird, zu wichtigen Orten für die Stadt. Der Vergemeinschaftungs-Modus lässt sich nicht verstehen, wenn die an Ferdinand Tönnies angelehnte Dichotomie von Gemeinschaft und Gesellschaft aufrechterhalten wird, und auch nicht mit dem von Ronald Hitzler vorgeschlagenen Konzept der posttraditionalen Gemeinschaft. Der Begriff der «*intentional community*», in Studien zum *cohousing* in den USA etabliert, trifft den spezifischen Modus besser: Er zeigt, dass es eine gewollte Vergemeinschaftung ist, die in den Cluster-Gemeinschaftsräumen stattfindet. Das Zusammenleben definiert sich in der stetigen (Re-)Produktion des Modus der Kollektivität, welcher dialektisch ausgehandelt wird auf einem Kontinuum zwischen Teilhabe und Gemeinschaftlichkeit auf der einen Seite und Privatheit und Autonomie auf der anderen.

---

<sup>89</sup> Vgl. Simon 2014, S. 23.

So präsentiert sich zumindest das Idealbild des Wohnens im Cluster. Denn in der vorliegenden Arbeit konnte ich aufgrund der Quellenlage lediglich eine von den Akteur\_innen der Wohnprojekte transportierte Vorstellung des Cluster-Wohnens (angereichert durch einige journalistische Berichte) analysieren und theoretisch einordnen. Die Resultate sind zwar mit empirischen Studien zu *cohousing* ausserhalb der Schweiz vereinbar. Trotzdem müsste in einem nächsten Schritt erforscht werden, wie die Cluster-Wohnräume *tatsächlich* von ihren Bewohner\_innen genutzt werden. Eine empirische Auseinandersetzung – mit Hilfe von teilnehmenden Beobachtungen, Nutzungsprotokollen und Interviews – steht noch aus. Sie würde zusätzlich den Blick schärfen für die Diskrepanzen, die zwischen den Idealen der Akteur\_innen kollektiver Wohnformen und der Umsetzung dieser Ideale im Alltag der Bewohner\_innen bestehen. Die Aussage, die hier anhand des Prototyps «Cluster-Wohnen» gemacht werden kann, müsste also empirisch überprüft werden: Das Zusammenleben in neuen Wohnformen leistet einen relevanten Beitrag für das Leben in der Stadt, weil in diesen Wohnprojekten *Third Places* entstehen, die mit ihren spezifischen Modi der Kollektivität urbane Qualitäten produzieren.



## 6. Quellen und Literatur

### 6.1. Quellen

Bau- und Wohngenossenschaft Kraftwerk1, <http://www.kraftwerk1.ch/> (Abgerufen: 8.4.2016).

Genossenschaft Kalkbreite, <http://www.kalkbreite.net/> (Abgerufen: 18.5.2016).

Genossenschaft Kalkbreite (Hrsg.): *Kalkbreite. Ein neues Stück Stadt*. Zürich: Genossenschaft Kalkbreite, 2015.

Genossenschaft Karthago, <https://www.karthago.ch/> (Abgerufen: 18.5.2016).

Genossenschaft mehr als wohnen, <http://www.mehralswohnen.ch/> (Abgerufen: 18.5.2016).

Gloor, Vera: «Bauten», <http://www.veragloor.ch/de/Bauten/6?&id=1> (Abgerufen: 10.5.2016).

Hofer, Andreas: «Von der Familienwohnung zum Cluster-Grundriss». In: *Tec21* 137 (2011), S. 23–31.

Hönig, Roderick: «Ein Jahr Clusterwohnen in Winterthur: Gemeinschaftsräume liegen brach». In: *Hochparterre* 25/4 (2012), S. 55.

Simon, Axel: «Cluster und Allmende». In: *Hochparterre-Themenheft: Smart Sharing* (Juni 2014), S. 20–26.

Thiesen, Claudia: «Wohnungscluster und Terrasse Commune. Die Gemeinschaft der Genossenschaftssiedlung Kraftwerk1 Heizenholz». In: *ARCH+* 218/11 (2014), S. 74–79.

Winterthur Glossar: «Clusterwohnen in der Kanzlei-Seen», [https://www.winterthurglossar.ch/app/default/pub/fw.action/wine.article?ce\\_id=125&ce\\_name=ORGANISATION](https://www.winterthurglossar.ch/app/default/pub/fw.action/wine.article?ce_id=125&ce_name=ORGANISATION) (Abgerufen: 10.5.2016).

Wohnungs-Bewertungs-System WBS: «Cluster- und Satellitenwohnungen», <http://www.wbs.admin.ch/de/anwendung/glossar/cluster-und-satellitenwohnungen> (Abgerufen: 8.4.2016).

### 6.2. Literatur

Glaser, Marie Antoinette und Nicola Hilti: «In Zürich wird neues erprobt: Gemeinschaftliches Wohnen auf dem Hunziker Areal». In: Margrit Hugentobler, Andreas Hofer und Pia Simmendinger (Hrsg.): *Mehr als Wohnen. Genossenschaftlich planen – ein Modellfall aus Zürich*, Basel: Birkhäuser, 2016 (Edition Wohnen), S. 116–118.

Häußermann, Hartmut und Walter Siebel: *Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens*, 2., korr. Aufl., Weinheim: Juventa, 2000 (Grundlagentexte Soziologie).

Häußermann, Hartmut: «Neue Haushalte – Wohnformen zwischen Individualisierung und Vergemeinschaftung. Neue Lebensstile – neue Haushaltstypen». In: *Wüstenrot-Stiftung* (Hrsg.): *Neue Wohnformen*, Stuttgart: W. Kohlhammer, 1999, S. 12–21.

Hitzler, Ronald, Anne Honer und Michaela Pfadenhauer: «Zur Einleitung: «Ärgerliche» Geselungsgebilde?». In: Dies. (Hrsg.): *Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Erkundungen*, Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwissenschaften, 2008 (Erlebniswelten 14), S. 9–31.

- Hitzler, Ronald: «Posttraditionale Vergemeinschaftung. Über neue Formen der Sozialbindung», In: Berliner Debatte INITIAL 9/1 (1998), S. 81–89.
- Hofer, Andreas: «Von der Familienwohnung zum Cluster-Grundriss». In: Tec21 137 (2011), S. 23–31.
- Hugentobler, Margrit, Andreas Hofer und Pia Simmendinger (Hrsg.): Mehr als Wohnen. Genossenschaftlich planen – ein Modellfall aus Zürich, Basel: Birkhäuser, 2016 (Edition Wohnen)
- Jarvis, Helen: «Saving Space, Sharing Time: Integrated Infrastructures of Daily Life in Cohousing», Environment and Planning A 43/3 (2011), S. 560–577.
- König, Barbara: Stadtgemeinschaften. Das Potenzial der Wohnungsgenossenschaften für die soziale Stadtentwicklung, Berlin: Edition Sigma, 2004 (Berliner Schriften zur Kooperationsforschung 8).
- Kurz, Daniel: «Kollektive Wohnformen». In: Margrit Hugentobler, Andreas Hofer und Pia Simmendinger (Hrsg.): Mehr als Wohnen. Genossenschaftlich planen – ein Modellfall aus Zürich, Basel: Birkhäuser, 2016 (Edition Wohnen), S. 34–39.
- Oldenburg, Ray: The Great Good Place. Cafés, Coffee Shops, Bookstores, Bars, Hair Salons and Other Hangouts at the Heart of a Community, New York: Marlowe & Company, 1989.
- Rosa, Hartmut et al.: Theorien der Gemeinschaft zur Einführung, Hamburg: Junius, 2010 (Zur Einführung 367).
- Sandstedt, Eva und Sara Westin: «Beyond Gemeinschaft and Gesellschaft. Cohousing life in contemporary Sweden». In: Housing, theory and society 32/2 (2015), S. S. 131–150.
- Sargisson, Lucy: «Second-Wave Cohousing. A Modern Utopia?». In: Utopian Studies 23/1 (2012), S. 28–56.
- Sullivan, Esther: «Individualizing Utopia Individualist Pursuits in a Collective Cohousing Community». In: Journal of Contemporary Ethnography (published online before print, Juni 2015), S. 1–26, doi:10.1177/0891241615587527.
- Tönnies, Ferdinand: Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie, Berlin: Carl Curtius, 1912.
- Weidmann, Ruedi: «Geschichte und Zukunft gemeinschaftlicher Lebensformen». In: Peter Schmid (Hrsg.): Wohnen morgen: Standortbestimmung und Perspektiven des gemeinnützigen Wohnungsbaus, Zürich: Neue Zürcher Zeitung, 2008, S. 78–89.